

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 37 (1933-1934)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Der leere Stuhl  
**Autor:** Traugott, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-665923>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

geführt werden, um den weggerissenen Grund zu ersetzen. Dann ließ Zoggeli die Kameraden für sich Erdarbeiter sein und sagte zum Ende: „So, jetzt kommt dafür die schöne Geschichte von Kännitverstan in Holland.“

Und obgleich er den Eltern durch seinen Müßiggang viel Verdruss bereitete, schmückten sie seine Jugend mit vielen Freuden.

Eines Tages durfte er sie in die schöne Hauptstadt der Heimat begleiten. Er bewunderte die Schwäne, die wie Königinnen über die klare Stromflut zogen, besonders aber fesselte ihn ein Giebelhaus auf altertümlichem Platze. Da stand nämlich an der Front in goldenen großen Buchstaben der gleiche Name, den er untenhin klein und schwarz auf dem Titelblatt seines Schul-

büchleins gedruckt gesehen, und im Erdgeschoß der Buchdruckerei war eine Buchhandlung. Selbstvergessen blieb er über der freudigen Entdeckung, daß nicht nur im Schwabenland, sondern auch in der Heimat Bücher gedruckt werden, stehen und vergaß die Eltern, die plaudernd weiter schritten. Wenn in der Heimat Bücher gedruckt werden, so muß es darin auch Geschichten geben. Da überraschte ihn das Wort: „Schau, da steht ja der Schlingel!“ Die Eltern hatten ihn schon eine Weile gesucht. Zoggeli aber mußte später von der Stadt nicht viel zu erzählen, er sprach nur von dem Giebelhaus, in dem sein Schulbüchlein gedruckt worden war.

Lieder und Geschichten und kein Ende!

(Fortsetzung folgt.)

### Weihnachtslegende.

Christkind kam in den Winterwald,  
der Schnee war weiß, der Schnee war kalt.  
Doch als das heil'ge Kind erschien,  
ging's an im Winterwald zu blühn.

Christkindlein trat zum Apfelbaum,  
erweckt ihn aus dem Wintertraum —  
„Schenk Äpfel süß, schenk Äpfel zart,  
schenk Äpfel mir von aller Art!“

Der Apfelbaum, er rüttelt sich,  
der Apfelbaum, er schüttelt sich.  
Da regnet's Äpfel ringsumher;  
Christkindleins Taschen wurden schwer.

Die süßen Früchte alle nahm's,  
und also zu den Menschen kam's.  
Nun, holde Mäulchen, kommt, verzehrt,  
was euch Christkindlein hat beschert!

Ernst von Wildenbruch.

### Der leere Stuhl.

Eine schottische Weihnachtserzählung von Hans Traugott.

Am 25. Dezember des Jahres 1805 wollte es überhaupt nicht Tag werden im Grenzhofe, dem steinernen alten Bauernhause, das mit seinen langgezogenen niedrigen Stallungen wie eine Festung in dem tiefen wilden Tale eingebettet lag.

Hier sollte heute nicht bloß die Geburt des Christkindes, sondern auch die des ältesten von zehn blühenden Sprossen gefeiert werden, der sein neunzehntes Jahr vollendete. Das Doppelfest war seit je der fröhlichste Tag im Jahr für das Haus gewesen, und schon auf Mittag pflegten sich liebe Gäste aus der Umgegend einzufinden.

Aber heute war diesen kein weihnachtlich ansprechender Weg beschieden. Seit Wochen hatte es geschneit und geschneit, und die letzte Nacht war Tauwetter eingetreten; eine graue Wolke lagerte tief über den Bergen, Dunkel verbreitend und unausgesetzt seinen Regen herniedersendend. Der Wind schnob pfeifend und heulend an den Abhängen und Höhlen des zerklüfteten

Gebirges entlang; von den Höhen löste sich eine weiche Lawine nach der andern, um dumpf dröhrend in den Talgrund zu fallen. Die dessen Mitte durchsönden, hochgehenden Fluten des Bergbaches erhöhten noch das Grauen dieser Weihnachtlandschaft.

Um so behaglicher wirkte den Nahenden der Rauch, der aus dem Schornstein des Grenzhofes trotz allem Unwetter ringsum gen Himmel stieg. Waltete doch Frau Elliot geschäftig in der Küche, um ein festliches Mal zu bereiten und alle die Erwartungsvollen, klein und groß, mit dem Besten zu erfreuen, was sie bieten konnte.

Die wohnliche Stube prangte bereits im Feierschmuck; zwar nicht von Tannen, sondern von frischgrünen Weißpeln und hellschimmernden Beeren. Ein loderndes Feuer prasselte im Kamin und bestrahlte lauter glückliche Gesichter. Je unfreundlicher es draußen blies, desto wärmer schloß man sich an diesem Mittelpunkt des Hauses zusammen.



Stube im St. Annenschloß bei Gossau (St. Gallen). Nach einem Gemälde von A. Soraperra.

Das Kamin hatte eine Merkwürdigkeit: Es stand genau auf der Grenze zwischen England und Schottland, die die Familienstube in zwei Lager teilte. Der Vater, ein ferniger Schotte von zähem Körper und sehnigen Armen, hielt sehr darauf, daß er, wenn er oben am Tisch saß, auf schottischem Boden sich befand; der Nachwuchs in den internen Gebieten der Tafel mußte dann freilich mit englischem Grund unter den Füßen vorlieb nehmen, während die Nahrung für alt und jung aus Schottland kam, denn in Schottland befand sich die Küche.

Soeben wurden dorther die Herrlichkeiten für

das Mittagsmahl hereingetragen. Ein mächtiger Plumpudding, der vor dem Genuss bekanntlich angezündet wird, fand auf der englischen Seite des Tisches Aufstellung. Ein stattlicher Schafskopf nebst Schafsfüßen und andern Saftstücken wurde vor den Platz des Vaters ans schottische Ende gerückt. Ins Grenzgebiet der Mitte aber kamen allerlei Gemüse und Süßigkeiten zu stehen.

Nach und nach fanden sich die Gäste ein, von Norden und Süden durcheinander, die Zahl der zwölf Männer der Familie samt den Knechten und Mägden noch beträchtlich vermehrend. Aber

die Gastfreundlichkeit des Grenzhauses war weit-hin bekannt; jeder Fremde fühlte sich sogleich wohl hier, und niemand ließ sich zweimal bitten, an einem Fest bei Elliots teilzunehmen.

Jetzt trat der Hausvater ein, nachdem er noch einiges im Hause besorgt und prüfend in den Stall geschaut hatte. Wie freute er sich darauf, einige Stunden ganz frei und sorglos mit den Seinen zu feiern!

Er schüttelte den Gästen die Hand, redete mit jedem ein freundlich Wort und setzte sich mit ihnen zu Tische. In altgewohnter Weise sprach er das einfache Tischgebet und ergriff das Messer, um allen, die an dem langen, blendendweiß gedeckten Tische saßen, ein Stück von seinem Schafe zuzuteilen.

Raum hatte er das Messer geweckt, so ließ er es wieder sinken. Eine Frage huschte über seine Stirn: Wo ist denn Thomas? Sein Blick haftete auf der Lücke zu seiner Rechten, und es war, als ob seine Schläfe von einem unsichtbaren Pfeil getroffen worden wäre. Der Stuhl, auf dem sonst immer sein Erstgeborener saß, war leer heute an dessen Threntage, am frohen Weihnachtsfeste.

„Mutter, wo ist unser Thomas?“ fragte der Bauer über den Tisch, „wer hat ihn zuletzt gesehen? Was hat er heut' Morgen gemacht? Wie geht es zu, daß er nicht da ist? Was hat ihn fortgetrieben eben jetzt, wo sich alle, alle froh versammelt?“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, stand Rolf Elliot vom Tische auf.

„Entschuldigt mich einen Augenblick,“ rief er im Hinausschreiten, „ich muß selber sehn, wo er ist. Ich hoffe ihn sogleich zu bringen. Wir fangen nicht an ohne ihn. Der Stuhl da neben mir, auf dem Tom all die Jahre gesessen, darf doch heute nicht leer sein — — —“

„Dem leeren Stuhl kann schnell abgeholfen werden!“ rief leicht scherzend Robert Johnson, ein munterer Gast im Alter des Vermißten: „Ich setze mich darauf, bis Euer Tom erscheint!“

„Du weißt nicht, wie es einem Vater zu Mut ist!“ warf ihm der Bauer noch zu und verschwand in der Tür.

Er lief und rief im Haus, er trat in den Stall. Sein weites Gehöft, das schon sein Vater und Großvater bewirtschaftet, lag in den Cheviotbergen, deren grüne Triften bis tief in den Herbst hinein von zahllosen dichtwolligen Schafen bedeckt sind. Elliot war ein wohlhabender Schafbauer, der mehrere große Herden sein eigen

nannte; und alle seine Gäste kamen aus Schafgütern.

Wer unter den Besern hätte nicht schon ein Cheviotkleid getragen, hätte nicht gern bisweilen mit der Hand über dessen samtweiche, satte, wolleige Oberfläche gestrichen? Diese Stoffe stammen von jenen Schafen des englisch-schottischen Grenzgebirges, ja sind vielleicht aus Wolle gewoben, die man den prächtigen Tieren des Grenzhauses und der umliegenden Güter abgewonnen.

Thomas war längst des Vaters rechte Hand und unentbehrliche Hilfe in der Schafzucht.

Während der Vater den Vermißten in den verschiedenen Abteilungen des dämmrigen Schafstalles suchte, dann wieder sich besann und vom Winde zerzaust zu den unmöglichsten Orten der Umgebung eilte, wartete die Tischgesellschaft immer ungeduldiger auf seine Wiederkehr. Das dampfende Festessen vor ihnen, das lachende Weihnachtsgebäck und nicht zuletzt der verheißungsvolle Plumpudding in der Mitte — all das lockte und rief: Greif zu! laß dir's schmecken! Und nun so davor sitzen, nichts anrühren dürfen und sich gegenseitig erwartungsvoll anblicken!

Der Hausfrau kam es gar nicht recht, daß ihr mit besonderer Sorgfalt bereitetes Essen kalt werden und seine Bestimmung verfehlen sollte.

„Wie kann uns der Vater nur so davonlaufen und zum Warten verurteilen!“ murmelte sie. „Und was mag nur dem Tom eingefallen sein; er weiß doch sonst, wenn es ein Uhr schlägt! Und gar heute — man geht doch nicht noch fort, wenn man soviel liebe Gäste erwartet!“

Bei diesen Worten wandte sie sich an ein junges Mädchen zu ihrer Rechten: „Hast du ihn auch nicht gesehen, Margot? Er ist doch sonst immer in der Nähe, wenn du da bist! Ihr habt hoffentlich keinen Streit miteinander gehabt, daß er dir aus dem Wege ginge? oder was denkst du über sein Verschwinden?“

Die Angeredete, ein siebzehnjähriges, schön gewachsenes Mädchen von ferngesunder, kräftiger Farbe und mit vollen braunen Zöpfen um die Stirn, errötete tief und war keines Wortes mächtig. Es schien eher, als wolle sich eine Träne aus ihrem Augenwinkel stehlen, wiewohl sie sonst eine der Frohesten im Kreise zu sein pflegte. Als Frau Elliot sie nochmals sanfter fragte, ob sie gar nichts von Tom wisse, da gab sie nur ein einstübiges Nein zurück.

Vergeblich sandte die Mutter ein Kind nach dem andern in den Regen hinaus, wie Noah

seine Tauben; sie kehrten zurück ohne den Vater und ohne den Ältesten. Minute auf Minute ver-rann; was sollten die Gäste von einer Ein-ladung denken, an der die beiden Hauptpersonen so seltsam davonlaufen? Es war zu peinlich.

„Das kenne ich doch an den beiden gar nicht, uns so im Stich zu lassen; ich stehe vor einem Rätsel. Trotz ihrer befremdenden Abwesenheit wollen wir jetzt mit Essen anfangen.“

Das war ein erlösendes Wort, und niemand ließ es sich zweimal sagen. Ullsbold kehrte die frohe Laune wieder. Der Schafskopf war im Nu verschwunden; die Schafsfüße und -lenden, die Pasteten, die Hühner gingen denselben Weg, die Schüsseln des Grenzgebietes entleerten sich nach beiden Seiten; selbst die Mutter schien ihre Besorgnis über dem allgemeinen Behagen zu vergessen. Bis sich ihr Blick wieder in der klaffenden Lücke am oberen Ende des Tisches fing und das Rätsel plötzlich ihr wie eine große Woge neu zu Kopf stieg.

„Was kann nur geschehen sein?“ so rief sie, sich erhebend, „was hat das alles zu bedeuten?“ Schon eilte sie der Türe zu und lief auf der Schwelle ihres naß zurückkehrenden Gatten geradewegs in die Arme.

„Um Gottes willen — du bringst ihn nicht? Hast du keine Spur von ihm gefunden, Rolf?“ schrie sie erregt.

Rolf Elliot schüttelte den Kopf. „Nirgends, nirgends das geringste. Ich hoffte ihn hier zu finden.“ Seine Blicke schweiften trostlos zu dem immer noch leeren Stuhl. „Überall bin ich ge-wesen, wo man ihn auch nur entfernt hätte vermuten können — alles vergebens. Ihr müßt verzeihen, liebe Nachbarn, aber es hält mich nicht, es schmeckt mir ja doch nicht, ich muß noch-mals hinaus und suchen.“

„Ich weiß aus eigner Erfahrung,“ sagte der Adam, ein wackerer Nachbar von der englischen Seite des Gebirges, der verwitterte Vater der Margot, „ich weiß wie's einem Vater wird, dessen Sohn des Abends nicht heimkehrt. So ist mir's einst ergangen, und wir haben ihn gesucht mit Hunden und Laternen die ganze Nacht. Kein Schaf fehlte im Stall — es war Spät-herbst; aber der Bub, der Tausendsbub! Den andern Abend war er noch nicht da; erst den dritten kam er ohne Mühe und kleinlaut heim. Aber was für Angst hatten wir um ihn aus-gestanden!“

„Und wo war er gewesen?“ fragten mehrere Stimmen.

„Ein Bekannter aus der Stadt hatte ihn ohne mein Wissen aufgefordert, mit ihm aufs Meer hinauszufahren. Das hatte mein Bub sich schon lange gewünscht, und nur zu willig gab er nach, wiewohl er manche Stunde dahin zu gehen hatte und auf dem Wasser gänzlich unerfahren war. Es ging alles gut bis zur Rückfahrt. Ein widriger Wind erhob sich und trieb sie ab. Die ganze Nacht mußten sie kreuzen, und noch kurz vor der Einfahrt in den Hafen gingen Sturz-seen über ihr Boot. Ums Haar wär' er über-haupt nimmer heimgekehrt. Wir wollen alles tun, den verschwundenen Tom wiederzufinden. Jeder von uns wird gern helfen. Es muß doch etwas ganz Besonderes mit dem Jungen vorge-fallen sein. Ans Meer ist er bei dem Wetter nicht gegangen. Sollte ihm in den Bergen...“

„Ach“, rief Frau Elliot, die Hände ringend, „all die Tage hab' ich Unglück gehabt. Jetzt ist's da, das Schwarze, das ich gesehen. Mein Tom — ach, daß es gerade der sein muß! Sicherlich ist er verloren — liegt zerschmettert in irgend einem Abgrund oder unter einer Lawine begraben...“ Gerade hörte man in der Ferne eine solche Frächen.

„Aber was sollte er eigentlich heut' in den Bergen suchen, Nachbarin?“ gab der Adam zu-rück; „es treffen denn doch nicht alle Ahnungen ein; mein Vater sah einmal...“

Aber er fand keine geduldigen Hörer mehr für seine neue Erzählung.

Alles rüstete sich zur Ausreise. Eine Viertel-stunde später sah man mehr als ein Dutzend Männer, junge und ältere, zu Fuß und zu Pferd, mit mehreren Schäferhunden, den besten Spürern, vom Grenzhof aufbrechen und nach allen vier Himmelsrichtungen sich zerstreuen, nicht achtend des zunehmenden Regens und Sturms noch der nur zu früh sich herein-senkenden sternlosen Finsternis.

Die Frauen und Mädchen allein blieben bei der schwer geängsteten Mutter zurück, die ihr jüngstes, meist noch an ihrer Schürze hängen-des Töchterchen zärtlich wie zum Troste an sich drückte, während die andern Kleinen weinten, ohne recht zu wissen, warum.

Auch Margot hatte durchaus mit hinaus sich begeben und nach dem Vermissten suchen wollen; allein der Vater Adam hatte es ihr nachdrücklich verboten. Dumpf brütend stand sie am Fenster

und starre in die trostlos dämmerige Regenlandschaft hinaus.

Ihre ganze Jugend hatte sie mit Thomas verlebt. Wie oft waren sie mit ihren Schafherden zusammengetroffen auf den grünen Kuppen des Grenzgebirges! Wie hatte sie immer die Kraft und den Wagemut Toms bewundert! Wie manchesmal hatte er sie vor sich auf den Schlitten genommen und war mit ihr den schneeigen Abhang hinunter gesaust. In den letzten Jahren konnte sie sich keinen Sonntag mehr denken ohne Tom, zumal seit ihre Mutter gestorben war.

Wie hatte sie sich auf den heutigen Festtag gefreut! Sie hatte ihm einen feinen Gürtel gestickt, den sie ihm zum Geburtstag bringen wollte. Wo konnte er nur hingegangen sein heute, da er sie erwartete? Es war wirklich nicht zu fassen. Unmerklich rollten heiße Tränen über ihre Wangen.

Stunde auf Stunde verrann.

„Sie finden ihn gewiß nicht!“ rief Frau Elliot. „Er ist verloren. Was hat er nur angestellt? Wenn es doch nicht gerade der Thomas wäre! Der Reifste und Tüchtigste, Umsichtigste und Zuverlässigste weitauß von allen. Wenn der Vater je fort muß, ihm kann er getrost alles übergeben. Kraft hat er für zwei und Verstand wie ein alter Bauer. Nur etwas zu verwegen war er immer. Seine große Stärke und Gewandtheit verführt ihn oft zu Wagnissen.“

Eine treue Nachbarin versuchte die Bekümmerte zu trösten. Auch Margot wischte ihre Tränen ab, bezwang sich und trat fest auf die Bäuerin zu. „Ihr müßt nicht gleich das Allerschlimmste denken! Tom hat schon mancher Gefahr getroft. Jeden Fels und jede Kluft kennt er ringsum; er kann nicht verloren sein. So grausam wird doch der Vater im Himmel uns nicht alle auseinanderreißen...“

Schon kehrten die ersten der Ausgezogenen zurück. Mit Spannung wurden sie empfangen, aber ach, sie hatten nicht die leiseste Spur gefunden. Geschärften Ohres lauschte die Mutter auf jeden Tritt, der sich dem Hause näherte. „Ach, er ist es nicht“, sagte sie, „mein Tom ist es nicht, ich kenne seinen Schritt unter Hunderten.“

Um Mitternacht waren alle wieder da bis auf den Vater. Wilder heulte der Sturm, unaufhörlich klatschte der Regen an die Scheiben; unheimlich brausend tobte der Bergstrom am Garten vorüber. Alle saßen schweigend und ganz zerschlagen ums Kamin; Margot hatte sich an ihren

Vater gelehnt, die jüngsten Kinder schmiegen sich geängstet in den Schoß der Mutter.

Endlich nahte auch der feste Schritt des Vaters. „O weh, er kommt allein, Rolf allein“ — stöhnte Frau Elliot. Schon stürzte sie ihm entgegen und warf sich dem völlig Durchnäßten an die Brust.

„Was ist da über uns gekommen?“ schluchzte sie. „Nachbarin“, beschwichtigte Adam, „laßt uns auf morgen hoffen. Der helle Tag wird alles in besserem Lichte zeigen. Jetzt wollen wir getrost zur Ruhe gehen. Unser Suchen und Mühen war vergebens — aber wer weiß, vielleicht kehrt der Verlorene morgen von selber wieder. Wir wollen auf Gott vertrauen, für den es keine Rätsel gibt.“

Vater Elliot nahm die alte Familienbibel, die schon den Urahn getröstet, und las den 91. Psalm: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt...“ Einigermaßen beruhigt suchten alle ihr Lager auf.

Aber auch der nächste Morgen brachte keine Kunde von dem Verschwundenen. Nochmals machten sich Vater, Söhne, Knechte, Nachbarn auf die Suche, streiften in den Bergen, fragten in den Dörfern und einsamen Gehöften — niemand, niemand hatte den Vermissten gesehn.

So vergingen Tage, Wochen, Monate. Schmerz und Trauer der Eltern blieb gepaart mit leiser Hoffnung und Erwartung. Keinen Tag und Stunde konnten sie den Erstgeborenen vergessen, der so rätselhaft verschwunden. Immer war es ihnen, er müsse doch noch wiederkehren, nachdem er sie so, ohne Abschied zu nehmen, verlassen. Der Stuhl zur Rechten des Vaters blieb leer.

Erst dachte man, er könne sich eines Tages doch noch einfinden. Allmählich wurde der leere Stuhl heilig. Niemand wollte Toms Platz für sich in Anspruch nehmen und damit sein Andenken verirren oder gar auslöschen. Da sie kein Grab zu pflegen hatten, ehrten sie des Entrafften Stuhl, mit der Treue, wie sie jenen Schafhirten eigen ist.

Weihnachten kehrte wieder, nun ein dreifacher Gedenktag — der Stuhl stand leer. Jahre verstrichen, und der Stuhl blieb leer.

Je mehr die übriggebliebenen sieben Söhne zu blühenden und kräftigen Männern heranwuchsen, desto mehr konnten sich die Eltern trösten, und Weihnacht wurde wieder das Fest der Freude, der schönste Tag im Jahr, an dem einzig der leere Stuhl an den tiefen Schatten erin-

nerte, der einst über das Haus sich herniedergesenkt hatte.

Unverdrängbar aber haftete das Andenken an den Entschwundenen in der Seele Margots. Jener Weihnachtstag, da sie um sein Leben gehangt von Mittag bis nach Mitternacht und wieder bis zum Morgen, hatte ihre Liebe zu Thomas wunderbar gereift, vertieft und ihr erst recht zum Bewußtsein gebracht.

Es wurde ihr klar, daß sie ohne ihn kaum sein könne. So lebte sie mit ihm fort, wiewohl oder gerade weil er ihr genommen war. Immer wieder zog es sie zu den Seinen in den Grenzhof. Alle Feste dort feierte sie mit, nach wie vor; Frau Elliot wurde ihr eine zweite Mutter.

Im Sommer stieg sie oft auf einen Gipfel, von dem das Auge in weiter Ferne das Meer erblickte, und auf dem sie besonders viel mit Tom sich getroffen. Da war es ihr immer, als müsse sein treues Gesicht im nächsten Augenblick auftauchen und seine männliche Stimme froh sie anrufen. Aber er kam nicht. Dann verfiel sie in dumpfes Sinnen, oder sie sang eine wehmütige Weise. Eines ihrer Lieder lautete etwa so:

Viel Schiffe segeln kreuz und quer  
Zern auf dem weiten, wilden Meer.  
Ein jedes weiß, wohin es will,  
Sei nahe oder fern das Ziel.

Auch mir hat einst ein Ziel gewinnt,  
Ein gar so lieber Stern geblinnt,  
Bis jäh erlosch sein holdes Licht  
Und all mein Hoffen ward zunicht.

Wenn du vom Sternenreiche her  
Zeigt überschauest Berg und Meer:  
Gib, Ging' ger, mir ein Zeichen mild,  
Daz ich vergessen soll dein Bild!

Aber sie erhielt kein Zeichen. Dagegen geschah es, daß ein vornehmer Engländer, namens Georg Smith, auf einer Jagd in den Cheviotbergen ein Bein brach und in das Haus des Adam getragen wurde. Margot pflegte ihn mehrere Wochen hindurch mit aufopfernder Hingabe, und ehe der Engländer geheilt von dammen ritt, fragte er sie, ob sie nicht mit ihm ziehen wolle; sie habe sein ganzes Herz gewonnen. Er wolle ihr noch eine höhere Bildung verschaffen und sie dann als seine Gattin heimführen.

Allein nach kurzer Überlegung schlug sie die dringende Werbung aus.

Auch jener Robert Johnson, Toms Freund, den sie, wie an jenem verhängnisvollen Christfest, so noch oft im Grenzhof traf, und der im Laufe der Jahre ein eigenes Schafgut übernahm, warb sichtlich um Margots Gunst; sie fühlte, sie brauche nur einen Finger auszu-

strecken, so nehme er ihre ganze Hand für immer. Aber sie konnte sich nicht entschließen. Ihre Treue gegen den unsichtbar gewordenen Freund wurzelte zu tief, wiewohl sie ihm nie ein Versprechen gegeben hatte.

\*

Lautlos gleitend flossen sieben Jahre dahin, und wieder kam Weihnachten, diesmal ein grünes Weihnachten, wie es in den schottischen Bergen, dank dem nah vorüberwallenden Golfstrom, nicht selten ist. Täglich noch hatte man die Schafe auf die Triften hinauslassen können.

Die Sonne, ob auch spät aufstehend, wie übrigens auch die meisten Leute in dieser Jahreszeit, und niedriggehend und nur einen Viertelskreis beschreibend, strahlte heute auf die Erde hernieder, als wolle sie an ihrer Festfreude teilnehmen, und der klare blaue Himmel lachte wie verjöhnt oder sah aus, als habe er nie Sturm und Unwetter senden können.

Auf dem Grenzhofe sammelten sich wie immer an diesem Tage alte liebe Gäste. Dort vom Hügel steigt wieder der Bauer Adam mit seiner Tochter Margot in schmuckem Kleide herab, und Robert Johnson hat sich bereits mit den Söhnen Elliot und ein paar andern jungen Leuten in echt schottische Wettspiele auf dem weichen grünen Rasen oberhalb des Hauses eingelassen.

An einen knorriegen Baum gelehnt und sein Pfeifchen rauchend, sah Vater Rolf den Wettkämpfen zu; nach der Reihe ließen, sprangen, zielen sie, warfen die schwere Kugel und schleuderten im Schwunge den mächtigen Hammer, gerade so wie er selber es in jüngern Jahren mit Leidenschaft geübt.

Robert Johnson, der älteste in der Runde, trug in jedem Spiele den Sieg davon. Mehr als einmal, wenn Rolf seine Söhne geschlagen sah, regte sich der Geist seiner Jugend in ihm, und er murmelte zwischen den Zähnen: „Ach, wenn mein Thomas noch da wäre! der würde mit Wucht den Hammer schleudern und selbst den Johnson da kräftig aus dem Felde schlagen.“

Sollte er es nicht selber mit dem Sieger aufnehmen? Mit Macht zog es ihn aus seinem stillen Winkel hervor. Aber er hatte ja längst die fünfzig überschritten.

Unterdessen näherte sich ein dunkler, härtiger Seemann von fremdländischem Aussehen den Kämpfenden, denen er schon eine Weile zugeschaut hatte. Sie bemerkten ihn erst, als er im Kreise stand und einen herausfordernden Blick auf den Sieger warf. Aller Augen musterten

die fremde Gestalt, die ein Bild von Muskelstärke und Jugend schwung war. Das sonnverbrannte, wetterharte Gesicht trug männlich offene, ja schöne Züge, wenn man sich den etwas wilden Bart und das lang herabwirbelnde Haar hinweg dachte.

Jetzt trat er vor, ergriff den schweren Hammer, hob ihn wie einen Federball, schwang ihn mächtig mehrmals um seinen Kopf herum und schleuderte ihn dann unfaßbar weit, wohl fünf Meter weiter als Johnson bei seinem besten Wurfe.

„Hurra, Heil, Heil!“ riefen die hingerissenen Buschauer. Laut stimmte Rolf Elliot ein, und er wäre näher geeilt, um dem Fremden die Hand zu schütteln, wenn ihn nicht der wehmütige Gedanke an seinen Thomas übermannt hätte, der gerade heute vor sieben Jahren ihm entrissen worden, und der gewiß den gleichen Wurf fertig gebracht hätte.

Der Ankömmling begnügte sich übrigens nicht mit der einen Krafttat, sondern ließ sich in immer neue Wettkämpfe ein, alle rings, einschließlich Johnson, überall besiegend. Nur zu früh wurde der tieferegende Kampf durch den Ruf zum Essen abgebrochen.

Sonnenschein flutete durch die niedern Fenster in die festliche Bauernstube. Neben Frau Elliot saß wieder Margot, und an ihre andere Seite rückte, von seinen eben erlittenen Niederlagen etwas verstimmt, Robert Johnson, der immer noch und mehr als je auf Margots Antwort hoffte, trotz ihrer fortgesetzten Zurückhaltung und der sichtlichen Gelassenheit ihres Vaters.

Der Stuhl zur Rechten des Hausvaters blieb wie immer leer.

„Kinder“, fragte der Bauer, „hat denn niemand von euch daran gedacht, den fremden Matrosen einzuladen, daß er sich mit uns an den Tisch setze? Er hat für seine Taten doch wirklich eine Stärkung verdient.“

„Wir fürchteten“, flüsterte ihm der nächste der Söhne zu, „es möchte Herrn Johnson nicht lieb sein, ihn hier wieder zu treffen.“

Im selben Augenblick trat, geführt vom jüngsten Töchterlein, der stämmige Fremde ins Zimmer. „Ich hoffe, ich bringe keinen widrigen Wind in die freundliche Stube,“ sagte er, sich umblickend.

„Ganz und gar nicht! Seid herzlich willkommen! Ihr stört niemanden,“ rief der Vater, ihm entgegenschreitend und warm seine Hand schüttelnd. „Ihr habt Euch das Recht auf eine Va-

hung wohl erworben. Laßt es Euch wohlsein bei uns. Schnell, Jungs, einen Stuhl für den Herrn...“

„Feiner Herr das —,“ murmelte Johnson spöttisch zwischen den Zähnen.

„Der Stuhl da ist ja gerade recht für mich,“ sagte der Fremdling und ließ sich auf den leeren, den heiligen Stuhl neben dem Bauern nieder, ehe dieser es hindern konnte.

„Entschuldigen Sie“, rief der Hausvater mit leise bebender Stimme, „lieber Mann, der Stuhl da muß leer bleiben. Bitte nehmen Sie den dort!“

„Seemann,“ rief jetzt auch die Mutter, „Ihr seid willkommen, aber dieser Stuhl gehört unserm Ältesten, dem Tom, dessen Geburtstag und Todestag heute ist, gerade heute! Seit seinem Hingang kann ich den Stuhl nicht von jemand anders besetzt sehen.“

„Ja“, wiederholte der Vater, „vor sieben Jahren an Weihnacht kam er um, der Himmel weiß wie. Er verschwand wie eine Wolke, die über den Hügel zieht, um nie wiederzukehren. Ich kann es immer noch nicht verwinden.“

„Ich verstehe Sie und fühle es Ihnen einigermaßen nach,“ sagte der Matrose, des Bauern Hand fassend. „Aber wie merkwürdig sich das trifft! Tom Elliot war mein Freund, und ich habe einen besondern Auftrag an Sie. Deshalb darf ich vielleicht doch in diesem seinem Stuhle vor Euer gehen.“

Wenn plötzliche Freude wie ein jäher Windstoß dem Schifflein in die Segel fährt, so kann es leicht kentern, darum sage ich nur soviel: Euer Tom ist nicht tot.“

„Nicht tot?“ rief Rolf Elliot und blickte dem Matrosen so scharf ins Auge, als wollte er das Innerste aus dessen Seelentiefen hervorziehen — „erzählen Sie, bitte, wo ist denn unser Tom?“

„Nicht tot?“ stieß auch Frau Elliot hervor und eilte um den Tisch herum auf den Fremden zu. „Tom nicht tot? und wir sollen ihn wiedersehen? Wie ist das nur möglich? Sprechen Sie, aber täuschen Sie uns nicht!“

„Wie könnte ich Sie täuschen?“ gab der Seemann ruhig zurück, indem er die Arme der Bäuerin erfaßte; „niemals! Sie dürfen es mir getrost glauben: Tom Elliot ist am Leben, und es geht ihm gut — so gewiß ich hier auf seinem Stuhl sitze.“

„Nein“, fiel jetzt Margot ein und erhob sich ebenfalls von ihrem Platz, „der Mann da täuscht uns nicht! Seht doch nur seine Augen an; der

meint es sicherlich gut! und mir ist — — " Sie wollte näher gehen, unwiderstehlich zog es sie; allein Robert Johnson schlug den Arm um ihre Hüfte, sie zurückzuhalten.

„Läß sie los!“ schrie der Matrose, „läß sie gehen! Margot, kennst du deinen Tom wieder?“

mal und nicht heute. Heute will ich mich erst einmal recht freuen, wieder zu Hause zu sein, auf meinem alten Stuhl neben dem Vater zu sitzen und gar nicht mehr an die Fremde denken zu müssen.“

„Du hast recht, mein Junge!“ bekräftigte die



Madonna mit Kindern.

Nach einem Gemälde von A. Soraperra.

schon hatte er sie erreicht und in seine Arme geschlossen.

Dann wandte er sich zu den Eltern: „Vater, Mutter, kennt ihr mich jetzt wieder? oder habt ihr euern Sohn vergessen? Sollten sieben Jahre mein Gesicht verändert haben — mein Herz, mein Sinn, meine Liebe sind dieselben geblieben.“

Und er küßte sie, und alle Brüder kamen herzu, und die Schwestern umarmten ihn, weinend, lachend durcheinander und ihn mit hundert Fragen bestürmend.

„Nun wohl“, sagte er, nachdem er jedes seiner Geschwister beim Namen genannt, „ich will alle eure Fragen beantworten, aber nicht auf ein-

Mutter, „wir wollen auch nicht weiter in dich dringen. Aber das eine mußt du uns doch erzählen, wie es nur geschehen konnte, heute vor sieben Jahren, daß du von uns gerissen wurdest, und wo du solange gewesen bist.“

„Ach, Mutter“, entgegnete Tom, „daran könnte ich eine Woche erzählen. Für jetzt nur soviel: Ihr erinnert euch vielleicht noch der Schmugglerbande, die in jenem schneieigen Winter in unserer Gegend ihr Wesen trieb und der die Grenzwächter scharf aufpaßten. Als sie ihren Branntwein hier in unserm Hause auf der Grenze haben verstecken zu dürfen, da wollte Vater nichts mit der Sache zu tun haben, sondern verbot ihnen das Haus, sie schroffer abwei-

send als vielleicht nötig. Noch heute höre ich die Verwünschungen und Rachedrohungen, mit denen sie sich entfernten. Sie haben Wort gehalten!

An jenem Weihnachtstage schlenderte ich arglos von daheim fort, um Margot und ihrem Vater entgegenzugehen. Kaum war ich oben hinter dem Hügel, da stieß ich auf einen Teil jener Bande, die in der Douglashöhle ihr Versteck hatten. Im nächsten Augenblick sah ich ein halb Dutzend Pistolen auf meine Brust gerichtet; meine Hände wurden mir auf den Rücken gebunden und ich von rauhen Fäusten in die Höhle gezogen.

Bald darauf wurde der Eingang von dem die Abhänge hinabrutschenden Schnee fast vollständig verstopft. In der zweiten Nacht jedoch brachen die Banditen ein Loch durch den Schnee, banden mich trotz verzweifeltem Sträuben auf ein Pferd und eilten, mich zwischen zwei der Ihren nehmend, in scharfem Trab an die Küste. Hier fand ich mich noch vor Tagesanbruch in einem Schmugglerschiff verstaubt wie ein Stück Holz.

Binnen einer Woche wurde ich an Bord eines holländischen Kriegsschiffes verkauft und mußte harten Dienst tun.

Sechs Jahre fuhren wir von Ort zu Ort in der halben Welt umher, bis es eines Tages hieß: Klar zum Gefecht! — ein Seetreffen mit den Engländern!

Ich sollte gegen meine Landsleute kämpfen! Das brachte ich nicht übers Herz. Im Schutz des mächtigen Pulverdampfes, der mich wie ein Nebel umgab, kletterte ich auf ein Kanonenrohr hinaus, sprang in die See hinab und schwamm hinüber zu dem englischen Schiff, das wir soeben beschossen.

Den Augenblick werde ich nie vergessen, als meine Füße den Boden der englischen Fregatte betraten — Heimathoden. Trotz allem Kanonendonner war es mir doch, als ob ich nach Hause fehrte. Ich kam mir vor wie ein halbverdorrter Baum, der auf einmal wieder Wurzel schlagen darf.

Ich legte mit Hand an, wo ich konnte, auf dem Heimatschiff, und als ich meine Muttersprache wieder hörte und in alle die englischen Gesichter sah, sogar Schotten waren darunter, da glaubte ich, im nächsten Augenblick müßten auch Vater, Mutter und Geschwister auf dem Deck auftauchen.

Tedenfalls durfte ich doch hoffen, euch alle

in wenig Wochen wiederzusehen. Allein das Unglück wollte, daß wir statt zur heimischen Küste vielmehr gegen ein französisches Fort Kurs nahmen.

Ich benützte die erste Gelegenheit, um euch zu schreiben. Der Brief, eine schwere Arbeit für mich, den aus der Übung gekommenen, war bei- nahe fertig und sollte einem englischen Paketboot mitgegeben werden, das folgenden Tages heimwärts segelte. Da trat unser Leutnant zu mir und sagte:

„Elliott, Ihr seid doch gern dabei, wenn es etwas Tüchtiges zu tun gilt? Wir wollen diesen französischen Kanonenbooten einmal auf den Leib rücken. Im Schutze der Nacht rudern wir hinan und unternehmen etwas.“

Natürlich konnte ich nicht Nein sagen. Ich setzte mich ans vorderste Ruder, und lautlos näherten wir uns dem Feinde, der an der Küste verankert lag. Unbemerkt konnten wir Feuer an eine französische Bark legen, die in Flammen aufging.

Als wir aber in derselben Nacht es ein zweites Mal wagten und unser verderbenbringendes Werk eben an einem neuen Schiffe begannen, da sauste vom Deck ein wahrer Hagel von Geschossen auf uns hernieder; unser Kommandant und die meisten unsrer Leute fielen. Die wenigen Überlebenden wurden zu Gefangenen gemacht.

Jetzt mußte ich aufs neue schmachten und harren, am Lande in Frankreich drinnen.

Endlich, endlich gelang es mir, mit einem Landsmann, dem Gewahrsam zu entrinnen. Wie das möglich geworden, das ist eine lange Geschichte für sich. Genug, wir entkamen; aber wir brauchten Monate, um uns durch die Lande durchzuschlagen bis nach Norddeutschland, und um dann auf einem Schiff eines dortigen Hafens glücklich wieder auf englischen Boden zu gelangen.

Gott sei Dank, nun bin ich wohlbehalten hier — ich kann es noch nicht fassen, daß ich wieder auf meinem alten Platz daheim sitze!“

Ja, der leere Stuhl hatte seinen Herrn wieder, und Tom fühlte sich aufs neue warm umschlungen von der Mutter, vom Vater und von jedem einzelnen seiner Angehörigen. Selig saß Margot neben ihm und wischte nicht von seiner Seite.

Bald im neuen Jahre wurde Hochzeit gefeiert. Hatten doch beide lang genug aufeinander gewartet. Adam gab seine einzige Tochter mit Freuden dem so wunderbar zurückgeführten,

dem Erben des Grenzhofes; und ein Jahr später wiegte Rolf Elliot einen Stammhalter auf seinen Knien.

Der leere Stuhl und die daran sich knüpfenden Begebenheiten sind nicht die willkürliche Erfindung des schweizerischen Erzählers, son-

dern sind durch die schottische Chronik verbürgt, der dieser gefolgt ist; und wir haben Grund anzunehmen, daß wackere Nachkommen des glücklich Heimgekehrten und seiner Margot noch heute die grünen Täler und Triften der Cheviotberge bevölkern.

### Weihnachtsabend.

Am dunklen Fenster stand ich lang  
und schaute auf die weiße Stadt  
und horchte auf den Glockenklang,  
bis nun auch er versunken hat.

Nun blickt die stille reine Nacht  
traumhaft im kühlen Winterschein,  
vom bleichen Wintermond bewacht,  
in meine Einsamkeit herein.

Nun rast' ich müde und besiegt  
an meines letzten Weges Saum,  
und in der blauen Ferne liegt  
Heimat und Jugend wie ein Traum. Hermann Hesse.

Weihnacht! — Ein tiefes Heimweh schreit  
aus meiner Brust und denkt mit Gram  
an jene ferne stille Zeit,  
da auch für mich die Weihnacht kam.

Seither voll dunkler Leidenschaft  
lief ich auf Erden kreuz und quer  
in ruheloser Wanderschaft  
nach Weisheit, Gold und Glück umher.

### Selige Verkündung.

Weihnachtserzählung von Christel Broehl-Delhaes.

Die ersten weißen Schneeflocken wirbelten auf den winterlichen Wald nieder, als Dietrich Mierendorf sein jüngst vollendetes Werk in den Händen hielt. Er schaute mit einem Gemisch aus Stolz und Wehmut auf den prächtigen Einband. Sonderbar, ehe diese kleine Geschichte entstand, hatte er die Stadt lassen müssen, war er wieder hinaufgezogen in die Nebel seiner Berge, die just um die Zeit seiner Wiederkehr ihre hohe Zeit erlebten. Hier wuchs in Einsamkeit das Buch der Sehnsucht, ein wunderbares Geschöpf, aus Herzblut geschaffen, das wehmüti- ger Erkenntnis sein Entstehen verdankte.

In diesen kostlichen Spätsommertagen, zwischen der Niederschrift seines neuesten Werkes, hatte Dietrich manchen Brief an Kornesie, seine Frau, geschrieben, manchen Brief, in dem seine Sehnsucht schrie, daß sie mit ihm diese unbeschreiblichen Tage über den Nebeln des Alltags in der freien Luft der Berge verträumen möchte, daß sie kommen solle und erleben, wie laut noch der Föhn das Rheintal hinabblies, daß sie dem vielfachen Echo der Schüsse lausche, das zur Zeit des Waldwerks von den Felsen hallte. Aber er zerriß wieder Brief um Brief. So war es nicht

das Richtige! Sie selbst mußte kommen, wenn Sehnsucht sie trieb, wenn es sie hinzog zu ihm, zu dem sie gehörte; er durfte sie nicht damit quälen. Sie hatten nun einmal unter dieser Voraussetzung ihre Ehe miteinander geschlossen, daß niemand den anderen in seinen bisherigen Gewohnheiten stören oder hemmen sollte. Kornesie wollte ihren Beruf beibehalten. Er hatte lächelnd eingewilligt, er war nicht almodisch und war verständnisvoll. Niemals sollte sie sich gebunden oder unfrei fühlen. Niemals sollte sie feinetwegen das aufgeben, an dem sie mit ganzer Seele hing: ihre Laufbahn als Sängerin. Gleichförmigkeit des Daseins war das Grab der Liebe; sie aber wollten sich immer und ewig so wunderbar lieben wie am Anfang. Dennoch hatte er sich all das soviel leichter gedacht, hatte geglaubt, sie würde viel öfter aus dem Trubel der Weltstädte hinaufflüchten zu ihm in seine Bergeinsamkeit, in das helle, fröhliche Jagdhaus Halali, das ein einsichtsvoller Vorfahr ihm hinterlassen hatte. Aber da waren die Premieren, hier, dort, in aller Welt, die Gastspielreisen, die Kornesie durch ganz Europa wirbelten. Zu den Festen war sie wohl stets heimgekommen, ja, zu